

# Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Siffke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.  
Inlerate jeder Zeit pro abgehaltene Beisitzseite 40 Pf.

**Inhalt:** Rußland und England in Asien. Von Friedrich von Hellwald. I. — Literatur und Kunst: Ueber die Herleitung der Elemente. Von H. W. Vogel. — Giacomo Leopardis Dichtungen. Deutsch von Paul Heyse. Besprochen von M. Carriere. — „Mären und Geschichten.“ Gesammelte kleinere Dichtungen von Hans Herrig. Besprochen von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Von den Theatern. Von J. S. — Aus dem Concertsaal. Von S. Krigar. — Notizen. — Bibliographie. — Inlerate.

## Rußland und England in Asien.

Von Friedrich von Hellwald.

### I.

In der ganzen asiatischen Welt haben bisher in politischer, volkswirtschaftlicher und auch cultureller Hinsicht bloß zwei europäische Großmächte nachhaltigen Einfluß gewonnen: die größte Landmacht und die größte Seemacht unseres Erdtheiles, Rußland und England. Weder Deutsche noch Franzosen, weder Italiener noch Spanier, weder Holländer noch Portugiesen, von welchen Nationen doch mehrere sogar noch heute Niederlassungen in Asien besitzen, behaupten in den Händen jenes Continents eine Rolle, welche der der Russen und Engländer auch nur im entferntesten ebenbürtig wäre. Daß bloß diesen zweien die Beherrschung der asiatischen Geschichte zugefallen, dafür aber müssen wir die Verantwortung nicht dem Gange der geschichtlichen Ereignisse allein, sondern, und mehr noch, geographischen Momenten zuschieben, welche jenen eben ihre Bahnen vorgezeichnet haben. Das von Asien nur durch die wenig Schwierigkeiten bietende Erhebung des erzhohen Uralgebirges geschiedene Rußland fand jenseits desselben ein natürliches Ausdehnungsgebiet in den unabsehbar weiten Niederungen der sibirischen Steppen, und heute ist es unbestrittener Gebieter im ganzen Norden Asiens, von den Ufern des Kaspiischen Meeres bis zu den Gestaden der japanischen und der Bering-See. England hingegen, dem seine insulare Lage die unmittelbare Erweiterung seiner Grenzen verwehrt und es auf die Beherrschung der Ozeane anweist, ward durch den Seeweg nach den Landen des asiatischen Südens geführt und konnte festen Fuß fassen in Erdstrichen, die zu den gesegnetsten unseres Planeten gehören. Zwischen beiden Machtbereichen thürmen sich theils enorme Bodenanschwellungen von sonst nirgends wiederkehrender Großartigkeit auf, theils teilen sich gewaltige Völkermassen ein, die politisch vorläufig noch wenigstens größere oder geringere Unabhängigkeit bewahren konnten. Unzweifelhaft aber werden sie ihrem Gesche, in die Machtphäre des einen oder des anderen europäischen Nachbarn zu fallen, ebenso wenig entinnen wie das Korn zwischen zwei Mühlsteinen. Denn schon in der Gegenwart, ja schon seit einer Reihe von Jahren sind Engländer wie Russen emsig beflissen, die Zone ihres Einflusses, die Ginen gegen Norden, die Anderen gegen Süden auszudehnen und in Güte oder Gewalt die bisher noch Unabhängigen ihrem Willen zu beugen. In Ostasien einerseits, nämlich in dem blumigen Reiche der Mitte, sowie auf den Eilanden des kulturfreundlichen Mikado, andererseits in dem weiten Raume des islamitischen Vorderasiens: in den Staaten des erasischen Tafellandes

und den asiatischen Provinzen der in verdientem Glend zerbröckelnden Osmanenmonarchie prallen diese Strebungen des Land- und des Seeschlusses am sichtbarsten aufeinander; dort zeigt es sich, daß Beide zugleich Nebenbuhler sind, welche, wenn auch oft mit sehr verschiedenen Mitteln, das nämliche Ziel vor Augen haben: den Rivalen zu verdrängen, sich selbst zum alleinigen Beherrscher der Lage zu machen. Beide bemühen sich, den übrigen civilisirten Nationen die Meinung beizubringen, daß nicht eitle Eroberungs- oder Vergrößerungsgelüste ihre Handlungen dictiren, daß sie lediglich im Interesse der europäischen Geseftung oder gar, wie Manche sich gedankenlos ausdrücken, der allgemeinen Menschheitscultur wirken; in Wahrheit nehmen aber Beide, und mit vollstem Rechte, lediglich ihre eigenen Interessen zur Richtschnur. Wer Nebenbuhler sagt, sagt aber auch Gegner, wenigstens muß Jeder gefast sein, im gegebenen Augenblicke den Rivalen in einen offenen Gegner sich verwandeln zu sehen.

Zieht man die Natur der Länder in Betracht, so ist dem meergebietenden Albion mit dem asiatischen Süden zweifelsohne das weitaus günstigere Loos zu Theil geworden. Während der Bar über die unermesslichen Ebenen des kalten, im Allgemeinen unwirthlichen und deshalb dünn bevölkerten Sibiriens, das gegen Norden in die noch überen eiserstarrten Tundren und bloß gegen Süden hin in fruchtbarere Erdstriche übergeht oder an metallreiche Bergzüge sich anlehnt, sein Scepter schwingt, sind der brittischen Krone die herrlichsten Gesilde der beiden indischen Halbinseln unterworfen. Geschmückt mit allen Reizen der Tropennatur und ausgestattet mit der Ueberfülle ihrer so mannichfaltigen Producte aus Erd-, Thier- und Pflanzenreich, beherbergen diese Landschaften zugleich eine Menschenzahl, die in manchen Theilen an Dichtigkeit jene Europas übertrifft und der Mehrheit nach Racen angehört, denen eine reiche geschichtliche Vergangenheit, eine selbstständige eigenartige Cultur zur Seite steht. Welch greller Abstand von den rohen Jäger- und Fischerstämmen, die in den sibirischen Flächen umherstreifen! Der Besucher Indiens steht überrascht, überwältigt von den allerwärts auftauchenden sprechenden Zeugen des Gewesenen, vor den ungezählten Wundern der Baukunst, denen an Pracht und Großartigkeit Europa nichts Vergleichbares besitzt; er staunt vor dem tiefen Scharfsinne, der feinen Bildung von braunen Menschen, welche der Europäer als Seinesgleichen zu betrachten nicht gewöhnt ist und aus deren Philosophie er unbewußterweise doch selbst so Vieles gezogen; er sieht sich völlig unvermuthet Angesichts von socialen Einrichtungen, die sein ganzes Denken herausfordern, ja sogar von staatlichen Gebilden, deren Organisirung auf jener Stufe, wie er sie findet, er nimmer geträumt hat.

öfter von einander, die lichterzeugenden Schwingungen werden dadurch complicirter und in Folge dessen auch das Spectrum. Lodyer selbst sagt, wenn wir im Stande wären ein einziges Atom einer Substanz zu erhalten und mittelst seines Spectrums die Schwingungen desselben zu beobachten, so würden wir von dem einzelnen Atom eine einzige Linie erhalten.\*)

Ein Umstand scheint Lodyers Annahme jedoch noch zu unterstützen. Er erkannte schon lange, daß die Spectren, welche sich zwischen den Polen einer elektrischen Batterie zeigen, wenn man Metalle in dem Flammbogen verdampft, am besten an den Polen selbst sichtbar sind. Manche Linien erstrecken sich von einem Pol zum andern, andere hören in kurzer Entfernung von den Polen auf. Lodyer unterscheidet demnach lange und kurze Linien. Durch Temperaturerniedrigung, welche man leicht durch Verminderung der elektrischen Stromkraft erzeugen kann oder aber durch Verdünnung (wie bei Gasen), wird das Spectrum einfacher, einzelne Linien, und zwar immer zuerst die kürzesten, verschwinden, schließlich bleiben nur die längsten übrig.

Ähnliches bemerkt man, wenn man einem Stoffe eine große Menge eines andern beimischt. Es erscheinen dann von den vielen Linien, die ersterer für sich allein geben kann, nur diejenigen, welche bei reiner Substanz sich als die längsten auszeichnen; diese betrachtet Lodyer als die charakteristischsten, als die Fundamentallinien; zeigen sie sich in irgend einem Gemenge oder in irgend einem Sterne, so ist die Gegenwart des Körpers in dem Gemenge oder dem Sterne erwiesen.

Von den Calciumlinien offenbart sich nun die oben erwähnte violette als die längste, also als für Calcium charakteristischste, und da gerade diese Linie in der höchsten Temperatur verschwindet, so gewinnt Lodyers Annahme von dem Zerfallen des Calciums eine Stütze. Dem gegenüber kann aber eingewendet werden, daß die durch die Temperaturerhöhung bewirkte heftigere Bewegung der Moleküle ändernd auf die lichterzeugenden Schwingungen wirke.

Andererseits ist die Regel über das Verhalten der langen und kurzen Linien nicht ohne Ausnahmen; ihre Länge wechselt sogar unter verschiedenen Umständen; Lodyer erwähnt selbst in seinen früheren Artikeln deren mehrere. Keineswegs ist ferner die „längste“ Linie immer die intensivste und es bleibt diesen ziemlich complicirten Erscheinungen gegenüber nur die alte, schon von Kirchhoff ausgesprochene Wahrheit unangefochten, daß die relative Intensität der einzelnen Linien bei Temperaturerhöhung der Lichtquelle sich nicht gleichmäßig ändert.

Die Annahme einer Zerlegung der Elemente ist wenigstens durch die bisherigen Mittheilungen Lodyers noch nicht genügend gestützt.

### Giacomo Leopardis Dichtungen. \*)

Nachdem Paul Heyse uns mit dem volksthümlichen Humor und der politischen Satire Giusstis auf grazios heitre Weise bekannt gemacht, hat er nun den schwermüthigen Ernst und die pathetische Erhabenheit Leopardis dem Deutschen angeeignet. Mit gleichem Glück, mit derselben Meisterschaft im feinstinnigen Verständniß des Originals und in der Findung des treffenden Worts, des stimmungsvollen Tons in unsrer Sprache. Ich sage das einer Kritik gegenüber, die aus dem Gelingen des Einen das Mißlingen des Andern folgerte, als ob nicht Byron den Cain und den Don Juan gebichtet, Bildemeister beide Werke uns deutsch wiedergegeben! Dem Weltkind Heyse sollte der Welt-schmerz des Italieners fern bleiben müssen, als ob der Deutsche nicht auch seit Jahren Wehevolles genug erlebt, das ihn zu einem

\*) Siehe Lodyer, Studien zur Spectralanalyse, Leipzig bei Brockhaus, S. 187.

\*\*) Giacomo Leopardi. Deutsch von Paul Heyse. Berlin 1878, Wilhelm Herz.

großen Dichter des Auslandes führen konnte, um wetteifernd mit ihm die Bitterkeit des Lebens darstellend in melancholischen Wohlklang aufzulösen! Gerade so erklärt sich uns das langsam gereifte Kunstwerk des Uebersetzers, das die Vorzüge zweier Vorgänger, Hamerling und Brandes, vereint, von denen der erstere als Dichter wohl den Ton getroffen, aber im Einzelnen Treue und Sorgfalt vermissen ließ, der andre Alles im Besondern verlässlich genau wiedergab, aber den Stil Leopardis zu wenig erkennen und an die Stelle des poetisch Gehobenen und Getragenen eine allzu lässliche, an Prosa anklingende Nebenweise treten ließ.

Die Frage nach dem Wesen des Stils nennt Heyse eine der schwierigsten „unsrer noch so tief im Argen liegenden Aesthetik“. Er setzt hinzu: „Vielleicht wenn man dahin gekommen sein wird, die Wissenschaft vom Schönen nicht von oben herab aus abstracten Principien herzuleiten, sondern sie auf dem breiten Mutterboden der psychologischen Erfahrung aufzubauen, wird auch der Stilbegriff sich leichter und sicherer begründen lassen.“ Im Grunde haben wir nur drei namhafte Aesthetiker, die von den Voraussetzungen eines Systems uns die Lehre vom Schönen begründen: die von Weiße, Vischer, Zimmermann. Aber sie alle gehen vielfach auf die Erfahrung ein, und wenn Vischer am meisten in seinen gothisch gedruckten Paragraphen an der abstracten Schulsystematik leidet, so ist er in den Anmerkungen reich an Beispielen aus der Wirklichkeit des Lebens wie der Kunst, und bewundernswürdig in der Fülle glücklicher Beobachtungen, treffender Bemerkungen. War doch auch Hegel hier vorangegangen, und hatte was er gerade hier an Strenge seiner wissenschaftlichen Methode vermissen ließ, glänzend ersetzt durch wohlgelungene Verwerthung alles dessen, was Lessing und Windelmann, Goethe und Schiller in Bezug auf bildende Kunst und Poesie gefunden, was ihm selbst im Einzelnen gelegentlich aufgegangen. Lessing und ich selber wir gingen nicht von den Voraussetzungen eines Systems aus, sondern suchten die einzelnen Begriffe wie die des Erhabenen, Tragischen, formal Schönen im Hinblick auf die Thatfachen der Erfahrung klar zu stellen, das Wesen und die Unterschiede der einzelnen Künste am Beispiel der größten Meister und ihrer Werke darzulegen. Dann haben Lazarus, Siebeck, Dilthey gerade die psychologische Analyse geübt und Kellin hat die Lehre vom Gefühl zum Ausgangspunkt für mannichfaltige Erörterungen genommen. Wir stehen in den Anfängen, daß wir aber mit unsrer jungen Wissenschaft mehr als andere mit ihren älteren Disciplinen im Argen liegen, scheint mir kein gerechter Vorwurf. So sagt denn auch Heyse, daß in allen noch so verschiedenen Definitionen des Stils ein Gemeinsames wiederkehre: der Begriff einer von innen heraus nach eigenem Gesetze bildenden und alle Glieder durchdringenden einheitlichen Kraft. Dieses bildende Princip sei überall das Individuelle, die Macht der Persönlichkeit, die einen künstlerischen Stoff nach eigenem Triebe zum Abbild ihrer selbst ausprägt, von der Signatur aller andren, geringren oder überlegnern Individuen unterscheidbar. Es ist das oft wiederholte Wort: *Le stile c'est l'homme*. Weil alles Schöne eigenartig ist, so wollen wir in allen künstlerischen Productionen die Eigenthümlichkeit, die geistige Physiognomie des Künstlers anschauen; aber es ist das ist nicht das Alleinige. Ebenso nothwendig gehört zu einem stilvollen Gebilde, daß das allgemeine Gesetz der besondern Kunst erfüllt, daß das Wesentliche der Sache klar ausgeprägt, das Nothwendige mit einfacher Bestimmtheit hervorgehoben sei; denn nur so wird der Eindruck von Schöpfungen erreicht, die gleich Naturgebilden so und nicht anders entstanden seien. Dies muß hinzukommen zum Ausdruck der Persönlichkeit, und dann erst wird die Form nicht wie eine Schablone erscheinen, sondern es wird uns sein als ob der Stoff sie sich selber anorganisiert habe. Auf dem Zusammenwirken dieser Elemente beruht auch Leopardis Stil.

Heyse hat den Dichter als Dichter geschildert, ähnlich wie Goethe den Tasso, und Ariosto, indem er der Uebersetzung eine seiner sinnigsten und anmuthigsten Novellen voranstellt, die um mehrere Gedichte Leopardis erwächst, in einem Bilde seines Lebens

uns den Schlüssel für das Verständniß seiner Poesie bietet. Dem zweiten Bande der Prosa des Italiens hat er dann eine Betrachtung von Leopardis Weltanschauung vorausgeschickt. Seine Dichtungen sind ein „Erbauungsbuch des Pessimismus“, und wer seine Lebensanschauung auch nicht theilt, wer dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit seinem Bekenntniß zum Fatum und Tod gegenüberstellt, wird doch von dem Hochsinn, dem Wahrheitsmuth, der sittlichen Reinheit des Denkers, vom Hauber der dunklen Melodien des Dichters hingerissen. Das Leben, dies betone ich stärker als Heine, hat seine Schatten, sein Elend, sein Leid, das auch der Beglücktere mitfühlt, sobald er in die Tiefe blickt, und der Dichter hat das Recht, jede Stimmung des Augenblicks als solche voll und ganz auszusprechen, unbekümmert darum, ob und wie andre Gefühle und Standpunkte, andre Erfahrungen, andre Seiten der Dinge sein echt empfundenes Lieb ergänzen werden. Darum streiten wir mit der Poesie Leopardis nicht, aber seine Prosa reizt uns zum Widerspruch; denn vom Denker verlangen wir, daß er nicht bloß geistreich von sich aus die Welt beleuchtet, sondern daß er die Wirklichkeit von verschiedenen Seiten betrachtet und ihr im Ganzen gerecht wird. Leopardis Bild von der „Geschichte des Menschengeschlechts“ stellen wir ein andres entgegen wie es etwa Herber oder Hegel entwirft; in seinem Gespräch zwischen der Natur und der Seele vermischen wir die Rücksicht auf das Sittliche, das Gespräch zwischen Copernicus und der Sonne erscheint sonderbar barock. Unter den „Gedanken“ ist einer so paradox wie bewundernswürdig: „Die Vangeweise ist in gewisser Hinsicht das erhabenste aller menschlichen Gefühle. Nicht daß ich glaubte aus der Prüfung dieses Gefühls folgte all das was verschiedene Philosophen daraus folgern zu können glaubten; gleichwohl aber scheint mir die Empfindung der Unfähigkeit durch irgend etwas auf dieser Erde, ja so zu sagen nicht einmal von der ganzen Erde selbst betriebligt zu werden, die unermessbare Weite des Raumes, die Zahl und wunderbare Masse der Weltkörper zu betrachten und alles gering und klein zu finden im Vergleich zu dem Fassungsvermögen des eignen Geistes, die unendliche Zahl von Welten und das unendliche Universum sich vorzustellen und zu fühlen, daß unser Geist und unsre Sehnsucht noch nicht ausgefüllt wird von diesem Universum, alles immer der Unzulänglichkeit und Nichtigkeit zu zeihen und einen Mangel, eine Leere und darum Vangeweise zu erleiden, — dies alles scheint mir der stärkste Beweis für die Größe und den Adel der menschlichen Natur.“ Wie nahe lag doch hier die Folgerung, daß der Mensch nicht der Endlichkeit entstammt und verfallen ist, sondern dem in sich Einen Unendlichen angehört, daß gerade in dem Angenügen am Irdischen und Vergänglichem, in der Sehnsucht nach dem Ewigen und Vollendeten dieses sich in unserm Gemüthe bezeugt, das Gemüth seiner Bestimmung für das Ueberirdische, Ideale, Göttliche inne werden läßt?

Ein anderer Gedanke: „Jesus Christus war der Erste, der die Menschen deutlich auf jene ewige Lobrednerin und Lehrerin aller falschen Tugenden und Verleumderin und Verfolgerin alles Wahren hinwies; auf jene Widersacherin jeder innern und dem Menschen wahrhaft eignen Größe, jener Verpöthlerin jedes hohen Gefühls, wenn sie es nicht für erheuchelt hält, jeder weichen Regung, wenn sie dieselbe für echt und innig halten muß; jene Sklavin der Starken, Tyrannin der Schwachen, Gasterin der Unglücklichen, die Jesus Christus „die Welt“ nannte, ein Name der ihr bis auf den heutigen Tag in allen gebildeten Sprachen geblieben ist. Dieser große allgemeine Gedanke, der so tief und wahr ist und in der Folge stets seine Geltung behalten hat und immer behalten wird, ist vor ihm wohl von Niemand begriffen worden, und ich erinnere mich auch nicht ihn bei irgend einem heidnischen Philosophen, ich meine mit einem einzigen Ausdruck und in präciser Form gefunden zu haben. Vielleicht weil vor jener Zeit Gemeinheit und Lüge noch nicht so herangereift und die Civilisation noch nicht zu dem Punkte gelangt war, wo sie zum größten Theil identisch wird mit der Corruption.“ Vielleicht; aber gewiß nicht allein darum, sondern hauptsächlich weil Jesus nicht als Kind dieser Welt in ihr, sondern als Kind Gottes in

Gott lebte, das heißt weil er in seinem Gemüth und Willen die Selbstsucht überwunden und sich liebend im Quell der ewigen Liebe wiedergefunden, weil er in der Einigung des individuellen Willens mit der sittlichen Weltordnung die Bestimmung des Menschen erfüllte und darum die von dieser Bestimmung Abgefallenen oder ihr sich Veragenden im Contrast mit seinem eignen Wesen so richtig würdigen konnte. Wäre diese „Welt“ das ware Sein, dann wären statt der Weltvergötterter die Pessimisten der richtigen Einsicht theilhaftig, und gegenüber dem neuen Glauben von Strauß erscheinen Schopenhauer und Hartmann als die tieferen Naturen. Ebenso Leopardi. Darum liegt das Heil in der Weltüberwindung.

Von Leopardi schreibt Heine: „In der rauhen Luft eines abgechiedenen Landstädtchens geboren (zu Recanati in der Mark Ancona am 29. Juni 1798), der älteste Sproß eines verarmten gräflichen Geschlechts, mit seinem herrlichen, von engen kirchlichen Vorurtheilen verdüsterten Vater schon früh in unversöhnlichem, innerlichem Widerspruche, gleichwohl an die Stadt und das Vaterhaus gelettet durch den Mangel an eignen Mitteln und die Unmöglichkeit bei dem damaligen Zustande der Literatur sich auswärts auf eigne Füße zu stellen; von Kindheit an durch körperliche Mißbildung und schwere chronische Leiden gepeinigt; mit der feinsten sinnlichen Reizbarkeit und dem heftigsten Verlangen nach Jugendglück, Schönheit und Frauengunst in eine Hölle verbannt, die ihn auf jede Erwiderung seiner Gefühle verzichtete ließ; frühzeitig berühmt, aber in einer Epoche, wo das geistige und politische Leben in der Nation in tiefer Vethargie darniederlag; herumtrottend in seinen Mannesjahren von Ort zu Ort, ohne eignen Herd, Aussicht und Hoffnung auf eine gesicherte Existenz, ohne ein Feld für seine Kraft; selbst des letzten Trostes, den er in einsamen Studien fand, durch das Wachsen seiner Krankheit beraubt; zu spät aufopfernde Freunde findend, in deren Armen er als Neununddreißigjähriger sterben durfte: — fürwahr die „Martyrer in Glacéhandschuhen“, die Jünger des landläufigen Pessimismus, die das Weltelend bei Wein und Weibern zu vergessen wissen, werden gut thun, die Biographie dieses wahren Märtyrers gründlich zu studiren, um, wenn sie seine Lebensschicksale mit seiner Lebensarbeit vergleichen, vielleicht etwas kleinlauter die apodiktischen Sprüche ihres Frankfurter Meisters nachzusprechen.“

Wiewohl Leopardi selbst sich dagegen erklärt, daß man seine Weltanschauung, ein Ergebnis seines Raisonnements, aus seinen Verhältnissen ableite, wiewohl er fordert, daß man seine Beobachtungen und Schlüsse widerlege, statt seine Krankheit anzulagen, so weist doch Heine mit Recht darauf hin, daß von der persönlichen Stimmung und den individuellen Erfahrungen gar sehr abhängt, ob Jemand bei der Frage nach Weltglück und Weltleid sein Votum mehr nach der Sonne oder Schatten-seite neige. „Wer nie nie das Gefühl leblicher Vollkraft, freier geistiger und physischer Genußfähigkeit, einer freudigen Thätigkeit und ihm gemäßer äußrer Umgebung gekannt hat, wird seinen freudlosen Zustand für die Regel seines Schicksals halten müssen, und die kurzen Glückspausen, die selbst dem armseligsten Dasein nicht gänzlich fehlen, für Ausnahmen, Träumen vergleichbar, die nichts Wirkliches seien, und deren lodende Bilder nur zur Verschärfung des wahren Elends beitragen. Umgekehrt wird das heitre Temperament, der mit günstigen innern und äußern Bedingungen ins Leben Gestellte den Schmerz, den auch er erfahren muß, als eine Schmälerung oder Vernichtung positiver Güter empfinden, dagegen den Saß von der Negativität der Freude mit seiner ganzen, von kraftvoller Wirklichkeit strotzenden Persönlichkeit zu widerlegen glauben.“ Aber auch hier nöthigt uns der Blick auf die objective Wirklichkeit zu einer Ergänzung. Der Mensch als bloßes Sinnenwesen wäre das unglücklichste und unvollkommenste Thier, denn zu aller physischen Lebensnoth käme bei ihm das Leid der Furcht und der Erinnerung, das Todesbewußtsein und die Qual, die ihm die idealen Bedürfnisse seiner Natur machen müssen, wenn sie notwendig unbefriedigt bleiben und nur von Illusionen genährt werden, die sich in Nichts auflösen. Ist aber der

Mensch wesentlich ethisches Wesen, und wächst er auf dem Boden des Naturmechanismus in eine höhere Ordnung der Dinge, in die stitliche Weltordnung empor, um durch die Verwirklichung des Guten und die Erkenntnis der Wahrheit sein Heil zu erlangen, und ist die in uns zum Selbstbewußtsein und freien Willen sich erhebende reale Kraft eben so unvergänglich wie die selbstlosen realen Naturkräfte, die wir Atome nennen, alsdann ist die Erde nur die Geburtsstätte des Geistes, alsdann erweckt das Ungenügen der Sinnenwelt ihm das Gefühl, die Ueberzeugung seiner wahren Bestimmung. Im Glück der Liebe werden wir dann durch das Opfer der Selbstsucht einer seligen Lebensvollendung inne; und da hat Heine wieder richtig bemerkt: „So stolz Leopardi sich in seinem persönlichen Unglück hinter einen Wall von starren allgemeinen Sätzen verschlangte, hatte sein weiches und feuriges Herz doch seine unbewachten Augenblicke, in denen er den Schlüssel zu dieser scheinbar uneinnehmbaren philosophischen Festung aus den Händen gab. Niemand wird das Gedicht „Consalvo“, das unter der Maske einer novellistischen Situation die tiefsten Herzensbekenntnisse des Dichters enthält, lesen, ohne den Eindruck zu empfangen, daß der Verzicht auf Frauenliebe die tiefste Wurzel von Leopardis trostloser Stimmung der Welt gegenüber war.

Nach, hätt' ich du einmal,  
Ein einzig Mal dies bange Sehnen mir  
Beschwichigt und gestillt, die Erde wäre  
Hinfort für immer den belehrten Augen  
Ein Paradies erschienen. Selbst das Alter,  
Das tiefverbastete Greisenalter hätt' ich  
Gefahren Mutz ertragen, aufrecht hätte  
Mich stets erhalten eines einzigen  
Moments Erinnerung, der Gebanke: ich war  
Glücklich vor allen Glücklichem!

In der That haben wir im Glücke der Liebe durch gegenseitige Hingabe die Ergänzung unsrer Natur; wir sind im Andern bei uns selbst und damit der Einheit alles Lebens inne. Leopardi, der Jugendkraft, des Jugendreizes bar, mit glühender Empfindung begabt, entbrannte zweimal in Leidenschaft ohne Erhörung und Erwidrung seines Gefühls zu finden. Da schrieb er die düstere Abgabe an das Leben:

Nun wirst du ruhn für immer,  
Rein müdes Herz! Es schwand der letzte Wahn,  
Der ewig schien. Er schwand. Ich fühl' es tief:  
Die Hoffnung nicht allein  
Auf hohe Täuschung, auch der Wunsch entschleif.  
So ruh' für immer! Bange  
Genug hast du geklopft. Nichts hier verdient  
Dein reges Schlagen; keines Sehners ist  
Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet  
Das Leben. Andres nicht. Die Welt ist Roth.  
Ergib dich denn! Verzweife  
Zum letztenmal! Uns Menschen hat das Schicksal  
Nur eins geschenkt: den Tod. Betrachte denn  
Dich, die Natur, die schöne  
Macht, die verborgen herrscht zu unsrer Dual,  
Und dieses All unendlich nichtge Dede.

Wer wie Leopardi von vernunft- und naturwidrigen Kirchensagen früh zurückgestoßen allem religiösen Glauben abgelagt, ohne sich zu der Idee des in sich Einen, sich selbst erfassenden Unendlichen zu erheben, ohne in Gott den Allgeist zu ahnen, in dem wir wehen und sind, wer im Univerfum und seiner Geschichte nur ein zweckloses Spiel blinder Kräfte und Stoffe sieht, der wird, wenn er inniger und tiefer empfindet als die Menge, mit Goethes Werther im All „ein ewig verschlingendes, ewig wiedererkäuendes Ungeheuer“ erblicken, und wie der leidende Leopardi den Tod herbeiföhnen. Und doch griff derselbe nicht oder nicht eigenmächtig nach diesem Heilmittel, nein, er klammerte sich an das qualvolle geschmähte Leben und entwich vor der in Neapel

ausgebrochenen Cholera aufs Land, jezt wo er durch bloßes Stillhalten und Abwarten „das müde Haupt zur ewigen Ruhe an den jungfräulichen Busen der Todesgöttin legen konnte“. Da mußte doch in allen Leiden ein positives Glück ihm treu geblieben sein, sagen wir mit Heine; das Lebensgefühl überwältigte die Doctrin. „Ein so hochgesteigertes, so von allem Niedern und Gemeinen gereinigtes Selbstgefühl, im Besitz so großer Schätze des Geistes und Gemüths, alles mit dem Gepräge der eigenen Kraft und Anmuth versehen, ist zu tief von seinem eignen Werth durchdrungen, um nicht vor der Vernichtung durch den Tod zurückzuzuheden.“

Leopardi begann mit Canzonen, in welchen sein patriotischer Schmerz über das zerrissene, geknechtete Vaterland sich ergoß; er stellte dem Elend der Gegenwart die Größe und Herrlichkeit des Alterthums gegenüber, um die verlorene Mannhaftigkeit zu erwecken; er hoffte, daß das Volk wieder frei, Italien wieder eins werde. Aber bald legte er dem jüngern Brutus, der die römische Republik nicht retten konnte, seine verzweifelnbe Klage über das allgemeine Menschenloos in den Mund, und sein eignes Liebesweh löst in Sapphos letztem Liebe sich in dunkle Melodien auf. Liebe und Tod, der Gesang des wandernden Hirten, Erinnerungen, all diese ergreifenden Gedichte sind durchflungen von der großen Räthselfrage:

Wie kannst du, Mensch, wofern du  
In Schwäche so versunken  
Nur Staub und Schatten bist, so stolz empfinden?  
Und wohnt ein Himmelsfunken  
In dir, wie kann dein bestes inneres Leben,  
So knechtisch hingegeben  
An niedere Macht, entstehen und verschwinden?

Schließen wir mit Pindar:

Des Schattens Traum sind Menschen.  
Aber wenn ein Strahl vom Gotte gesandt nah,  
Glänzt hellleuchtender Tag dem Mann  
Und anmuthiges Leben.

M. Carrière.

## „Mären und Geschichten.“

Gesammelte kleinere Dichtungen von Hans Herrig.\*

Wer sich in den schriftstellerischen Kreisen Berlins nach den begabtesten und meistversprechenden jungen Dichtern erkundigen wollte, würde unter den Namen, die ihm da genannt werden würden, immer dem von Hans Herrig begegnen. Trotz der Anerkennung aber, die Hans Herrig in den Kreisen seiner Berufsgenossen findet, hat es ihm bis zur Stunde noch immer nicht gelingen wollen, die Theilnahme des großen Publicums für sich zu gewinnen. Hätte er ein bißchen Glück gehabt, hätte es ein günstiger Zufall so gefügt, daß sein „Alexander“ oder sein „Kurzprinz“ von einer Commission, die dramatische Preise vertheilt, ausgezeichnet worden wäre, so wäre er im weiten deutschen Reich jezt gerade so bekannt, wie Herr Franz Nissel und Frau Henle. Herrig hat nie zu diesen Bevorzugten gehört, und er hat es sich mit der Anerkennung seines eigenthümlichen Talentes von Seiten der Kritik genügen lassen müssen. In der „Gegenwart“ hat bereits vor einer Reihe von Jahren Albert Lindner auf die dramatische Dichtung „Alexander“ hingewiesen und deren bedeutende Eigenschaften hervorgehoben; hier liegt es heute ob, eine Reihe kleiner epischer Dichtungen desselben Verfassers, die unter dem Titel „Mären und Geschichten“ erschienen sind, zu besprechen.

Diese Gedichte sind ein neuer und vielleicht der stärkste Beweis, den Hans Herrig für sein eigengeartetes Talent bis zur Stunde erbracht hat. Sie erklären zugleich die auffällige Er-

\*) Berlin 1878, F. Luchardt.